



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Niemand wird bestreiten, daß der Unversicherte ein größeres Interesse an dem Vorhandensein tüchtiger Feuerlösch-einrichtungen besitzt als der Versicherte. Deshalb ist es aber unzweifelhaft nicht recht, dem Sorgsamen, der die wirtschaftliche Ausgabe für die Feuerversicherung nicht scheut, diese Fürsorge durch die Beiträge für die Lösch-einrichtungen zu verteuern, während der minder Vorsichtige davon befreit bleibt. Gerade der Unversicherte sollte durch besondere Abgaben für die Feuerlösch-einrichtungen besteuert werden, weil er sich auf deren Wohlthat verläßt. Das gegenwärtig bestehende umgekehrte Verhältnis unterstützt gewissermaßen die Leichtfertigkeit oder Gleichgiltigkeit, die in einem Teile des Publikums gegen die Feuerversicherung noch immer besteht.

Aus solchen Erwägungen vermögen wir uns nicht mit dem Gedanken zu befreunden, daß in der Heranziehung der Mobilienfeuerversicherung zu Beiträgen für die Feuerlösch-einrichtungen ein wirtschaftlich richtiger Grundsatz zur Ausführung gelange. Bei der in Aussicht genommenen einseitigen Regelung der Versicherungs-gesetze im Reich erfährt hoffentlich auch der hier besprochene Gegenstand eine erneute Prüfung und eine allseitig befriedigende Beurteilung. —ss

Des alten Dorfes Ende. In dem unter diesem Titel in Nr. 23 der Grenzboten abgedruckten Aufsatz heißt es Seite 451: „Nur das Dorf ist von der Verkoppelung unberührt geblieben; anders in Dänemark, wo die Regierung den Ausbau der Bauern befördert, ja sogar . . . vorgeschrieben hat, so . . . daß ein Teil der Bauern oder alle ihre Höfe im Dorfe aufgegeben und sich in der Mitte ihres neuen Grundes niedergelassen haben.“

Hierzu erlaube ich mir die Bemerkung, daß ein Gleiches in meiner Heimat Ostpreußen fast durchweg geschehen ist, und wahrscheinlich auch in vielen andern Teilen des nordöstlichen Deutschlands. Hier im Westen, namentlich im Bergischen, ist es ebenso, wohl schon von Alters her.

Elberfeld

Viktor Kiy



## Litteratur

Fürst Bismarck-Gedenkbuch von D. Horst Kohl. Zweite Auflage. Chemnitz, Bütz, 1889

Der Verfasser hat fleißig Bücher und Zeitungen durchgelesen und daraus zunächst eine Tabelle zusammengestellt, die kurze Nachrichten über die wichtigeren Ereignisse des privaten und politischen Lebens des Reichskanzlers giebt. Wir erfahren hier u. a. die Namen seiner zwölf Taufpaten und seine Wohnungen in Berlin, als er Gymnasiast war. Dann folgen als Beilagen verschiedene fürstliche Schreiben an den Fürsten, ein Verzeichnis seiner Orden und Titel, die Texte seiner Doktordiplome und Ehrenbürgerbriefe, ein Überblick über die von ihm existirenden Bildnisse und plastischen Darstellungen, ein Verzeichnis der Schriften über ihn, und daran schließt sich als zweiter Teil eine Anzahl denkwürdiger Äußerungen, die er

Grenzboten III 1889

6

zu verschiedenen Zeiten gethan hat. Man sieht, es ist eine Art Sammelfurium und Karitätenkabinet ohne viel System, wie der Zufall es fügte, zusammengestellt, aber es hat eine gewisse Vollständigkeit und scheint im allgemeinen auch zuverlässig. Für uns war übrigens nichts neues darunter mit Ausnahme des Briefes, den Bismarck an seinem siebenzigsten Geburtstage von Viktor Hugo erhalten haben soll, und den wir als Beispiel tollen Größenwahns in Übersetzung folgen lassen. Er lautet: „Der Niese grüßt den Niesen, der Feind grüßt den Feind, der Freund sendet dem Freunde seinen Gruß. Ich hasse dich ingrimmig (cruellement); denn du hast Frankreich erniedrigt. Ich liebe dich; denn ich bin größer als du. Du hast dich in Schweigen gehüllt, als das achtzigste Jahr vom Glockenturme meines Ruhmes eingeläutet wurde, ich meinerseits rede, wo die gestohlene Pendeluhr auf deinem Schreibtische sich weigert, dir die Nachricht des siebenzigsten Jahres zu verkünden. Ich 80, du 70, ich 8, du 7, die ganze Menschheit in Gestalt der Null hinter uns. Wären wir beide in einem Menschen vereinigt, so würde die Weltgeschichte zu Ende sein. Du der Leib, ich der Geist, du die Wolke, ich der Blitz, du die Macht, ich der Ruhm. Wer ist der größere von beiden, der Sieger oder der Besiegte? Weder der eine noch der andre. Der Dichter ist der größere; denn er besiegt beide. Die großen Männer sind niemals etwas andres, als wozu die Dichter sie machen, sie scheinen nur das zu sein, was sie wirklich sind. Aber du, du bist groß; denn du kennst die Furcht nicht. Darum geschiehts, daß ich, der Dichter, dir die Hand hinstrecke, dir, dem großen Manne. Frankreich zittert, Deutschland zittert, Europa zittert, die ganze Welt zittert. Und wir beide allein sind groß. Gib ein Zeichen mit dem Haupte, ich werde auch eins damit geben, und die große Vereinigung der Völker, der ewige Friede wird vollendete Thatsache sein.“ Woher der Sammler dieser Sachen den Brief hat? Ob er echt ist? Wir wissen nicht und wußten überhaupt bisher nicht, daß etwas der Art vorhanden war. Es wäre gut, wenn der Herausgeber gesagt hätte, aus welcher Quelle er das Ding geschöpft hat, was beiläufig auch bei andern seiner Mitteilungen wünschenswert wäre.

Verhandlungen der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom ständigen Ausschuß. Leipzig, Duncker & Humblot, 1889

Diese Verhandlungen hatten zunächst den Wucher auf dem Lande, die Mittel, ihm abzuhelpfen, und namentlich eins der hauptsächlichsten Mittel, die Organisation des bäuerlichen Kredits, zum Gegenstande, beschäftigten sich dann mit dem Einflusse des Kleinhandels auf die Preise der Waren und mit den Mitteln, einer ungesundeten Preisbildung vorzubeugen oder abzuhelpfen. Wir empfehlen diese Berichte allen, die sich für wirtschaftliche Politik interessieren, als lehrreiche Darstellungen der erwähnten Übelstände, verbunden mit Vorschlägen, die, wenn sie auch keine vollständige Beseitigung derselben hoffen lassen, immerhin vielerlei bessern können, und wir wünschen dem Verein aufrichtig bestes Gedeihen und Beachtung seines Strebens beim großen Publikum. Die Verhandlungen desselben haben die Vorzüge bewahrt, die sie früher auszeichneten. Sie sind frei von Partei- und Interessenpolitik, wir hören hier Männer aller politischen Farben, auch solcher, die sich nicht gerade der Gunst der öffentlichen Meinung erfreuen, ihre Überzeugung aussprechen, und wir bemerken, daß es in den Generalversammlungen der Gesellschaft nicht Gebrauch ist, für den eignen Geldsack oder das Geldinteresse der Erwerbs- und der Standesgenossen zu reden. Es wird vielmehr ganz unbefangen und überall mit der wissenschaftlichen Objektivität verhandelt, die unumgänglich notwendig ist, wo es gilt,

einen Thatbestand durch schwierige Untersuchungen zu ermitteln. Aber wenn man unbefangenen zu Werke geht, so doch nicht gleichgiltig und ohne Gefühl wie etwa bei Vivisektionen und andern naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Vielmehr thut es wohl, bei verschiedenen Stellen der mitgetheilten Reden der Theilnahme an der Lage der wirtschaftlich schwachen Klassen zu begegnen, die man nach Kräften zu bessern für seine Pflicht und Aufgabe hält.

Die Fremdwörter der deutschen Sprache, ihre Erklärung, Verdeutschung und Aussprache, ihre Abstammung, ihre durchgängige Wiedergabe im Französischen, ihre Einteilung nach Wortarten, nach einfachen und zusammengesetzten, nach gebräuchlichen und wenig oder ungebräuchlichen Wörtern, ihre zeitgemäße Schreibweise von Richard Foerisch. Größere Ausgabe. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1889

Man lasse sich durch den schwerfälligen Titel des vorliegenden Werkes nicht abschrecken, denn bei genauem Zusehen findet man in dem Buche die nach wohlüberlegtem Plane und mit großem Geschick durchgeführte Verwirklichung eines eigenartigen Gedankens. Mit einem Fremdwörterbuche gewöhnlichen Schlages hat es gemein die Angaben über Aussprache und Betonung, über zeitgemäße Schreibung und angemessene Verdeutschung, über Herkunft und Verwandtschaft sowie die begrifflichen Erläuterungen; der Unterschied aber zwischen ihnen und dem vorliegenden Buche besteht nicht bloß darin, daß die Wörter nach grammatischen und bestimmten sachlichen Gesichtspunkten nicht in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden, sondern ganz besonders in der hierdurch ermöglichten geistigen Art der Betrachtung dieses anscheinend bunten Durcheinander. Indem wir durch die reiflich erwogene Verteilung der Wörter und die geschickte Verwertung der mannigfaltigen Lettern leicht und deutlich über die Verbreitung dieser oder jener fremdartigen Wortbildung, den Bedeutungsunterschied zwischen Fremdwort und Urwort u. s. w. unterrichtet werden, lernen wir die Fremdwörter erst recht verstehen. Der Benutzer dieses Buches wird von selbst zu höchst lehrreichen Betrachtungen kulturgeschichtlicher Art angeregt, wie sie unsers Wissens zuerst Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterricht) in seiner geistreichen und tief eindringenden Weise, indem er die Fremdwörter als wertvollen Bildungstoff in den Dienst der höhern Schule zieht, dem Lehrer empfohlen hat. Einem unmittelbar praktischen Schulzweck aber auch will das Buch dienen, insofern jedem Fremdwort (dieser erste Teil befaßt sich nur mit den aus dem Französischen stammenden oder französisch gebildeten Fremdwörtern) eine gute französische Übersetzung beigelegt ist, sodas das Buch Schülern — für dieser Zweck besteht auch ein billiger Auszug — als eine Art Antibarbarus nützen kann. Eine interessante Zugabe bilden die Anhänge, in denen einerseits solche Fremdwörter zusammengestellt werden, die wir dem Französischen entlehnt haben, deren Wurzel aber in einer der germanischen Sprachen, im Deutschen, Englischen, Holländischen u. a. zu suchen ist, andererseits eine Auswahl französischer Wörter geboten wird, die germanischen (deutschen, englischen) Ursprungs sind und größere oder geringere Umwandlung erlitten haben. Angesichts dieser Arbeit entsteht der Wunsch, endlich doch ein Fremdwörterbuch zu besitzen, das die äußere und innere Geschichte, d. h. Alter, Schicksale, Kulturzusammenhänge dieser Eindringlinge behandelte und ins rechte Licht stellte. Zu was für interessanten Aufschlüssen über die Geschichte unsers Geisteslebens ein solches Werk führen würde, zeigt uns die Behandlung, die einzelnen Fremdwörtern, wie Kritik, Genie und andern im Grimmschen Wörterbuch zu teil geworden ist. Für eine zweite Auflage empfehlen wir eine Nummerirung der einzelnen Wörter innerhalb der einzelnen Abteilungen. Die sprachgeschichtliche Einteilung kann in der vorliegenden Gestalt nicht befriedigen, sie ist hie und da etwas dilettantenhaft.

Friedrich von Amerling. Ein Lebensbild von L. A. Frankl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag

Im Vorworte spricht der Verfasser die schon oft vernommene Klage aus, daß noch eine Geschichte der bildenden Kunst in Österreich fehle, und daß in der allgemeinen deutschen Kunstgeschichte die österreichischen Künstler mit Ausnahme einzelner meist nur flüchtig gezeichnet, manche gänzlich übergangen seien. Er setzt aber gleich hinzu, daß daran nicht Geringschätzung, sondern der Mangel gründlicher Vorkarbeiten die Schuld trage. Es ist erfreulich, dies von einem so guten Österreicher wie Frankl anerkannt zu sehen, da neuestens der Lokalpatriotismus nicht mehr damit zufrieden ist, daß Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert zum teuersten Besitz der Deutschen gerechnet werden, die Wiener Walzerkönige, die Märchen- und Possendichter ihre Triumphzüge durch ganz Deutschland gehalten haben, die Wiener Freiheitskämpfer „draußen“ mindestens ebenso überschätzt worden sind wie daheim, daß ein Norddeutscher, Laube, anerkanntermaßen das meiste gethan hat, um Grillparzer zur verdienten Würdigung zu verhelfen, daß der Wiener bildenden Kunst überall die höchsten Ehren erwiesen werden, daß das deutsche Zeitungswesen mehr als wünschenswert von dem österreichischen angenommen hat. Wenn nicht allem, was in Österreich gewachsen ist, unbedingte Bewunderung gezollt wird, so hört man von einer in Deutschland bestehenden Verschwörung gegen alles Österreichische, die sich auch schon im Lande selbst verbreite und die Einführung eines Prohibitivsystems gegen alles Deutsche notwendig mache.

Frankl stammt allerdings noch aus einer Zeit, die es im Gegenteil bitter empfand, daß Österreich vor der Berührung mit deutschem Wesen sorgfältig bewahrt wurde. Und der Künstler, den er schildert, gehört vollends in jenes lustige, sorglose, von politischen Gedanken und Sorgen freie Wien, das in unsrer Väter Tagen jedermann bezauberte. Denn obwohl Amerling erst 1887, fast 84 Jahre alt, gestorben ist und in mancher Beziehung mit der Zeit fortgegangen zu sein scheint, steht er mit seiner Kunst durchaus in einer Periode, die bereits der Geschichte angehört. C. v. Bützow, dem Frankl die Charakteristik Amerlings als Künstler überlassen, und der die Aufgabe mit Sachkunde und Liebe durchgeführt hat, hebt treffend hervor, daß Lawrence, der Kongreßmaler, auf den ihm geistesverwandten jungen Österreicher den größten und nachhaltigsten Einfluß gehabt hat. Neben Sicherheit im Treffen und ungewöhnlicher Handfertigkeit machten Amerling zum gesuchtesten Bildnißmaler des „vormärzlichen“ Wien vornehmlich seine Neigung zu idealisieren und sein Schwelgen in der Farbe. Die Porträtirten gefielen sich selbst auf den Bildern, während andre wohl die schärfere Charakteristik vermiften. In seinen Idealgestalten und dem, was sich sonst der Geschichtsmalerei nähert, konnte er jenem Gange mit voller Freiheit nachgehen, und es ist begreiflich, daß seine Werke die heutige Welt schon ziemlich fremdartig anmuten.

Übrigens hat sich Amerling seinen Weg selbständig gesucht und daher auch eine kräftige Abneigung gegen das Züchten von Künstlern an Akademien bewahrt. Sein Biograph erwähnt, er sei zur Unterstützung „junger Talente“ nicht zu haben gewesen, und teilt seine Antwort auf eine Einladung der Wiener Akademie der Künste zur Teilnahme an einer Beratung über deren Reform mit. Der Ausspruch, dem sich wahrscheinlich sehr viele Künstler anschließen würden, wenn sie offen mit der Sprache herausrücken wollten, verdient weiter verbreitet zu werden: „Vorzeit und Mittelalter brachten im Gebiete der Kunst, ehe öffentliche Lehranstalten waren, Höchstes und Schönstes in der Kunst hervor, die Zeit der Akademien nur das Mittelmäßige. Also: keine Akademie mehr! Mit dieser gewonnenen Ansicht kann

ich mich bei einer Besprechung über Erweiterung derselben, Vermehrung oder Erleichterung der Studien u. s. w., welche nur in der gesättigten, einzig den materiellen Interessen nachjagenden Gegenwart Vielfältigung und daher mehr Verfall für Kunst und Künstler hervorbringen, in keiner Weise beteiligen.“

Sein Talent hatte sich früh geregt, aber die ärmlichen Verhältnisse ließen nicht an die herkömmliche Ausbildung denken. Nachdem der Knabe kurze Zeit die Zeichenschule der Akademie besucht hatte, wurde er Lehrling eines Zimmermalers, dem er jedoch bald entlief, um durch Illuminiren von Bilderbogen und dergleichen seinen Unterhalt zu gewinnen. 1823, als Zwanzigjähriger, fand er Zuflucht bei einem Oheim in Prag, besuchte die dortige Akademie und erregte als Porträtmaler und Kolorist so große Aufmerksamkeit, daß man glaubte ihm raten zu müssen, Lawrences Schüler zu werden. Ohne alle Sprachkenntnisse, mit sehr bescheidenen Mitteln ausgerüstet, machte er sich wirklich auf die Wanderschaft nach London. Von dieser Zeit an liegen zum Teil sehr originelle Tagebuchnotizen vor. Bei den Städten, die er damals und auf der Rückreise kennen lernte, merkt er insbesondere an, ob sie ihm „reinlich“ vorkamen oder nicht; letzteres war bei Magdeburg, Paris, Straßburg der Fall, die Franzosen sind arm und roh, das Straßburger Münster kommt nicht gut weg, auch München spricht ihn wenig an, „erstens durch das altdeutsche Streben und dann durch das meistens damit verbundene Burschenleben. Malen ist ihnen meist unbekannt.“ In London hatte er sich die Gunst des österreichischen Botschafters Fürsten Szterhazy erworben, durfte die ganze Familie malen, erhielt „per Stück 40 fl.“ und außerdem die Vergünstigung, jeden zweiten Tag am Bediententische zu speisen.

1828 nach Wien zurückgekehrt, erhielt er für das in siebenzehn Tagen gemalte Bild „Dido auf dem Scheiterhaufen,“ wozu ihm Therese Gfller, Jannis Schwester und nachmals Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen, Modell gestanden hatte, einen Preis, und von da an ging es aufwärts mit dem Künstler, der noch immer mit der Not gekämpft hatte. Er mußte dieselbe Tänzerin als Madonna für einen Verehrer malen, eine andre Theaterschönheit folgte, und, wie Frankl sich ausdrückt, „allmählich bekannt geworden, fingen häufige Bestellungen an ihn zuzufiegen.“ Im Sommer 1831 reiste er zum erstenmale nach Italien, wurde jedoch schon Anfang des nächsten Jahres von Rom zurückgerufen, um den Kaiser Franz zu malen. Von den Sitzungen in der Burg wird mancherlei Charakteristisches und Ergötzliches berichtet; bezeichnend für den Maler ist u. a., daß er, als die Kaiserin bemerkte, das Bild werde gut werden, ruhig antwortete: „Es ist schon gut,“ was die Majestäten mit Lachen aufnahmen. Den Kaiser hat er dann noch wiederholt gemalt, und in der Folge erscheinen in dem sorgfältig geführten und mit den Preisen versehenen Verzeichnis seiner Arbeiten vorwiegend vornehme Namen. Aber imponiren ließ er sich bei all seiner Loyalität und seiner streng konservativen Gesinnung von niemand. Als der Fürst Metternich ihm zumutete, sein Bild nach irgend einer Lithographie zu malen, kam er einfach nicht wieder, und den Fürsten Windischgrätz nötigte er, auf einem Bierfaß zu reiten, damit auf dessen Reiterporträt der Schenkelschluß natürlich ausfalle. Der Künstler war eine Berühmtheit geworden, sammelte Vermögen, machte viele Reisen, und trat, nachdem er zwei Frauen durch den Tod verloren, von einer dritten sich nach wenigen Monaten getrennt hatte, noch 1881 zum viertenmale vor den Traualtar.

Soweit die Lebensbeschreibung den Aufzeichnungen oder Erzählungen Amerlings folgt, ist sie größtenteils sehr anziehend; wo der Verfasser seinen eignen Erinnerungen folgt, wird er zu redselig und bringt tausend Dinge, eigne Gedichte,

Aufzählung von Personen, die an Festlichkeiten teilgenommen oder des Künstlers Sarg mit Kränzen geschmückt haben, Adressen und dergleichen mehr zum Ausdruck, wodurch sein Buch mindestens um die Hälfte zu dick geworden ist. Von dem Stil, einem merkwürdigen Gemisch aus Unbeholfenheit, Nachlässigkeit und Gefuchtheit, haben wir bereits eine Probe gegeben. Relativ- und Partizipialkonstruktionen, die etwas ganz anderes ausdrücken, als was gesagt werden soll, könnten zu Dutzenden aufgezählt werden. Der vornehmen und reichen Gesellschaft wird eine „geistig bürgerliche“ gegenübergestellt; „es innewohnte ihm u. s. w.,“ er hatte eine „klavier-virtuose“ Schwägerin, erhielt eine „großmütige Summe“ u. s. w. Unangenehmer noch ist die Verwirrung in den Zeitangaben. Am 11. Januar 1823 trat Amerling in eine Steindruckerei ein und „gab diese viele Monate dauernde Dienstleistung schon im März desselben Jahres auf.“ In demselben Jahre verließ er Wien und kehrte 1828 „nach einer vierjährigen Abwesenheit“ zurück. 1827 im August kam er nach London und verließ es im März 1828 „nach elfmonatlichem Aufenthalt.“ Auch läßt sich vermuten, daß Amerlings Tagebücher noch allerlei kulturgeschichtlich interessante Notizen enthalten mögen, die nicht benutzt worden sind. Daß er sein Atelier in London mit 5 Schillingen wöchentlich bezahlte, erfahren wir nur dadurch, daß Frankl die Bemerkung *s. a week* augenscheinlich für einen Teil der Wohnungsadresse gehalten hat.

Amerling war auch Musikfreund. Als in einer Gesellschaft etwas von Wagner gespielt wurde, sprang er mit den Worten auf: „Das halt i nit aus! Aufsi will i. Der Wagner soll lieber Räder zimmern, die knarren noch besser als seine Musi.“

Ein Selbstbildnis des Malers und eine Ansicht seines Hauses in der Wiener Vorstadt Gumpendorf zieren das Buch.

*Coeur = As.* Geschichte einer Leidenschaft von Karl Niemann. Sena, Costenoble, 1888

Im allgemeinen erhebt sich zwar dieser Roman über die landläufigen Schöpfungen für die Leihbibliothek; aber es will uns scheinen, daß der Vorwurf gerade nur für eine Novelle ausgereicht hätte, und daß die breite Darstellung nicht zum Vorteil für die Erzählung gewählt worden ist. Ein Mensch, wie Niemanns Held Fritz Roth kann uns doch nicht so lange interessiren, während er für eine gedrängte psychologische Charakteristik ausgereicht hätte. Fritz Roth ist nämlich einer jener Köpfe, die mit einer mächtigen Willenskraft, aber nicht mit einem gleich starken Geiste begabt sind. Fritz kann immer nur einen Gedanken auf einmal fassen. Seine Fähigkeit zu reflektiren ist gering. Schon in der Schule zeigte sich dies, wo er gar nichts rechtes lernen konnte, hingegen für alle praktischen Thätigkeiten, wie z. B. fürs Turnen, eine angeborene Geschicklichkeit besaß. Als er dann einen Beruf wählen mußte, ein halberwachsender Jüngling, wurde er Handlungslehrling, wo er nicht zu schreiben und zu rechnen, sondern flink mit den Händen zu arbeiten hatte. Er ist gut geartet, ein strenger Pflichterfüller, zu Hause aber immer grob, je nach der Laune, die ihn stets ganz einnimmt. Bei seiner geringen Intelligenz ist aber sein Wille nicht zäh, er kann sich nicht, ohne irre zu werden, einem bestimmten Zweck ein- für allemal widmen, sondern ist leicht zu beeinflussen, ist eitel auf seine körperliche Schönheit und Kraft und im Grunde lenksam wie ein Stier, wenn man nur seine Leidenschaft anzufachen weiß. Er hat auch etwas vom Stier im Gesicht, das bei Bornesauffallung sich senkt und den Blick von unten in die Höhe richtet. Er hat sehr wenig Menschen eigentlich lieb, nur die, die seinem Selbstgefühl schmeicheln, und seine Jugendfreundin, die schöne Marie, ein Mädchen aus sehr guter bürgerlicher Familie. Fritz ist schon sehr früh eifersüchtig auf Marie,

da ihr ein Vetter aus der Kadettenschule, Hugo, zu gleicher Zeit den Hof macht. Dieser Hugo ist ein ausgezeichnete Schütze; Fritz bestrebt sich, ihm darin gleichzukommen. In dieser ursprünglich nur aus knabenhafter Eifersucht betriebenen Schießkunst bringt es Fritz, der Handlungs-kommiss, schließlich zur allgemein bewunderten Geschicklichkeit. Nach dem ersten auf einem Dilettantentheater gewonnenen und von den hauptstädtischen Zeitungsreportern verbreiteten Ruhme läßt sich Fritz verleiten, als Kunstschütze von Stadt zu Stadt zu reisen, um in Rauchtheatern und Tengel-Tangels Beifall und Gold zu erwerben. Die liebende Marie, einen wahren Engel, die schon verlobt mit ihm war, hat er mit dieser neuen Berufswahl von sich gestoßen. Auf seinem Wanderleben zerrüttet er seine Nerven und seinen Seelenfrieden, wird ein gründlich gehaßter hochmütiger Narr und schließlich trifft ihn — von des Dichters Gnaden — ein barmherziger Gehirnschlag mitten im Wettschießen mit seinem alten Nebenbuhler, dem Offizier Hugo, der ihm noch immer „über“ ist.

Dies in aller Kürze die Handlung des „Coeur-As.“ Niemand hat seinen Helden viel zu ernst genommen. Er hat auch nach der herrschenden naturalistischen Mode seinen Fritz dümmere gezeichnet, als es gerade nötig war; er hat ihm alles genommen, was ihn poetisch fesselnder hätte machen können; die Willenskraft dieses Kunstschützen hat nichts edles an sich und ist auf ganz gemeinen Zwecke gerichtet. Soll man sich für so einen brutalen Narren erwärmen? Soll man hierin ein Abbild des Lebens erkennen? Soll man nicht vielmehr glauben, daß ein Mädchen wie „ein Engel“ sich instinktiv von solchen Naturen abwende, anstatt sich gefesselt zu fühlen? Marie ist in der That die mißlungenste, schattenhafteste Gestalt der ganzen Erzählung. Dagegen gehören die satirisch und lustig gezeichneten Episodenfiguren und die Schilderung großstädtischer Zustände (Berlins) zu den besten Stellen der Erzählung.

Man muß bei dieser Geschichte unwillkürlich an eine andre Geschichte einer Leidenschaft denken, die im letzten Jahre fast gleichzeitig erschienen ist, nämlich an den „Schimmelreiter“ Storms. Wer erkennen will, worin sich Dichter von Geschmack und künstlerischer Meisterschaft von kleinen Talenten unterscheiden, der vergleiche Punkt für Punkt die beiden Erzählungen, er wird etwas lernen dabei. Einen brutalen Narren wie Niemanns Kunstschützen hätte Storm niemals in den Mittelpunkt einer so langen Geschichte gestellt. Wo soll da ein poetischer Gedanke herausleuchten? Storm hielt immer für nötig, mächtige Leidenschaften im großen Stile darzustellen, um den Leser nicht bloß in die Tiefe der Menschennatur zu führen, sondern ihn gleichzeitig zu erheben. Die Poesie kann doch nicht den Zweck haben, zu langweilen? oder gar anzuekeln? Und dann vergleiche man im einzelnen die Technik Storms und Niemanns: der größere Dichter versteht auch das Handwerk besser. Er sagt mit ein paar Zeilen mehr, als der andre mit ebenso vielen Seiten. Zum objektiv gestaltenden Stile hat Niemann, dessen Talent wir keineswegs geringschätzen, noch einen weiten Weg. Er reflektirt noch viel zu viel; er spricht in einem fort über seine Menschen, die er uns mit ein paar glücklichen Sätzen und Thatsachen auf dem kürzesten Wege weit vertrauter machen könnte. Er geistreichelt für den Epiker zu viel, darum ist seine Geschichte so dick geworden bei der im Grunde magern Handlung.

